

Interview zu Krisen und Kongressen mit Prof. Dr. Stephan Lessenich

Pollmanns, Claas; Köhler, Benjamin

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Pollmanns, C., & Köhler, B. (2014). Interview zu Krisen und Kongressen mit Prof. Dr. Stephan Lessenich. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 7(1), 6-17. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-431437>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Interview zu Krisen und Kongressen

mit Prof. Dr. Stephan Lessenich

Zum Einstieg in unsere neue Ausgabe haben wir ein Interview mit Professor Stephan Lessenich geführt. Wir sprachen mit ihm darüber, wie die Krise auf uns wirkt und welche Rolle die Soziologie als Krisenwissenschaft dabei spielt. Erfahrt im folgenden, wie die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) ihre Tore für Student_innen öffnete und warum ihr den nächsten Soziologiekongress auf keinen Fall verpassen dürft. Wir wünschen viel Spaß beim Lesen.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Sehr geehrter Herr Professor Lessenich, vielen Dank, dass Sie heute Zeit für uns gefunden haben.*

LESSENICH: Die Freude ist ganz meinerseits.

Herr Lessenich, heute sind Sie Professor für Soziologie an der Universität Jena. Erzählen Sie uns, wie sah Ihr Weg bis dahin aus?

Ich habe 1983 in Marburg angefangen zu studieren – Soziologie, Politikwissenschaft und Neuere Geschichte. Ich bin danach nach Bremen gegangen und wurde am Graduiertenkolleg „Lebenslauf und Sozialpolitik“ promoviert. Anschließend war ich von 1994 bis 2004 an der Universität Göttingen am Institut für Sozialpolitik. In Göttingen bin ich auch habilitiert worden und beschäftige mich seither inhaltlich mit der Wohlfahrtsstaatsforschung, mit vergleichender Wohlfahrtsstaatsforschung und Wohlfahrtsstaatstheorie, aber auch mit Fragen von gesellschaftlicher Transformation

und Sozialkritik. Empirisch setzen wir uns hier am Arbeitsbereich seit einigen Jahren mit soziologischer Alters- und Altersforschung auseinander – wir untersuchen also Handlungsorientierungen, Strukturwandel im Alter und während des Alterns.

Daneben sind Sie seit einiger Zeit Vorsitzender der DGS...

Ja, das stimmt. Ich bin vor circa drei Jahren in den Vorstand der DGS gewählt worden und seit knapp einem Jahr ihr Vorsitzender.

Wie funktioniert das? Wurden Sie gewählt?

Ja, selbstverständlich. Die DGS ist ein eingetragener gemeinnütziger Verein mit derzeit etwa 2.500 Mitgliedern. Und seit einiger Zeit hat die DGS durch die Verdienste der damaligen Vorsitzenden Jutta Allmendinger auch studentische Mitglieder. Das war nicht immer so. Die DGS war lange eine Honoratiorenvereinigung,



Stephan Lessenich, 48, ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Vergleichende Gesellschafts- und Kulturanalyse an der Friedrich-Schiller-Universität Jena sowie Vorsitzender der DGS. Zu seinen wissenschaftlichen Interessengebieten zählen: Theorie des Wohlfahrtsstaats, Politische Soziologie und institutioneller Wandel und gesellschaftliche Transformation.

in der Lehrstuhlinhaber, auch hauptsächlich männlichen Geschlechts, Mitglieder waren. Damals war die Mitgliederzahl verhältnismäßig gering. Sie ist dann vor allem in den 2000er Jahren stark angestiegen, da ab dann auch Studierende der Soziologie Mitglieder werden konnten. Für die Wahl der/des Vorsitzenden findet unter den Mitgliedern eine allgemeine, gleiche und geheime Wahl in der Regel zwischen zwei Kandidat_innen statt. Dieses Mal fanden zum ersten Mal elektronische Wahlen statt, aus denen ich als Gewählter hervorgegangen bin.

Sie sagen studentische Mitglieder – wie viele von den 2.500 Mitgliedern sind derzeit Studierende?

Es sind in etwa 500, also kein unerheblicher Teil. Studierende, die in den letzten Jahren auf den Soziologiekongressen anwesend waren, können dies auch an dem Sozialbild dieser Veranstaltungen ablesen: Die Teilnehmer_innen, die dort in den Vorlesungssälen und Seminar-

räumen sitzen, sind deutlich jünger und deutlich studentischer geworden in den vergangenen zehn Jahren. Die Öffnung hat sich also nicht nur in der Mitgliederstruktur der DGS niedergeschlagen, sondern ist in der sozialen Welt der Soziologiekongresse ganz deutlich sichtbar.

Das heißt, wenn man als Studierende_r zum Soziologiekongress kommen möchte, ist das gerne gesehen?

Absolut! Es wird gern gesehen und es wird zunehmend praktiziert. Es ist nicht nur in der Lehre ein zentraler Aspekt, dass Dozierende oder sozusagen schon professionelle Wissenschaftler_innen – dokumentiert durch ihren jeweiligen Studienabschluss – mit Studierenden ins Gespräch kommen.

Wir haben natürlich bei den Studierenden einen sehr großen Anteil der gastgebenden Hochschule, jetzt im Oktober wird das Trier sein. Aber die Teilnahme von Studierenden hat seit den letzten Kongressen stark zugenommen. Speziell

Auch die Fachgesellschaft lebt von der Dynamik studierender Mitglieder, welche nicht nur die reduzierten Beiträge bezahlen und die Zeitschrift der DGS (*Soziologie*) lesen, sondern sich gerade bei den Kongressen aktiv einbringen und den Diskurs mitgestalten wollen.

8

für Studierende gibt es daher die Fachschaftskarte für fünf oder zehn Studierende zu einem sehr moderaten Preis von 35 Euro pro Person.

Warum sollten Studierende den Kongress besuchen?

Meiner Meinung nach bietet der Kongress für Studierende eine sehr gute Gelegenheit, einerseits bei speziellen Soziologien oder Fachgebieten den Stand der Forschung kennenzulernen. Andererseits kann man sich ein breiteres Bild davon aneignen, wer derzeit in der deutschen Soziologie forscht und was erforscht wird. Der Kongress ist für Studierende eine sehr gutes Angebot in dieser Hinsicht.

Aber auch die Fachgesellschaft lebt von der Dynamik studierender Mitglieder, welche nicht nur die reduzierten Beiträge bezahlen und die Zeitschrift der DGS (*Soziologie*) lesen, sondern sich gerade bei den Kongressen aktiv einbringen und den Diskurs mitgestalten wollen.

Es hat also auch eine gewisse rekrutierende Wirkung...

Wenn sie es so sehen wollen – selbstverständlich. Die Kongresse sind die Anlässe, durch die die Fachgesellschaften am meisten nach außen wirken können. Sowohl auf die Fachöffentlichkeit als auch auf die außerfachliche Öffentlichkeit. Es sind die Orte, an denen die DGS als Fachgesellschaft für die Studierenden greifbar wird in dem, was sie tut, wofür sie steht und was sie für Angebote macht. Und es ist natürlich auch so, dass sich um die Kongresse herum die Mitgliedschaft erhöht. Das ist durchaus teilnahmebedingt, da von den Referent_innen erwartet wird, dass sie DGS-Mitglieder sind oder ihr beitreten, bevor sie auf dem Kongress referieren. Aber auch für die Studierenden ist es, denke ich, eine gute Möglichkeit, die DGS kennenzulernen – und für die DGS Studierende zu rekrutieren, selbstverständlich. Aber es geht hier nicht um Mitgliedsbeiträge. Sondern darum, dass die Struktur der

DGS nicht nur von Professor_innen und fertigen Akademiker_innen getragen wird, sondern auch von Studierenden und deren Lebendigkeit profitiert.

Sie sprechen von den Referent_innen: Was muss man als Nachwuchswissenschaftler_in mitbringen, um auf einem solchen Kongress einen Vortrag halten zu dürfen? Wie wird so ein Beitrag ausgewählt?

Das ist ganz unterschiedlich und der Weg zu einem Vortrag hängt vor allem von den unterschiedlichen Formaten ab, die es auf dem Kongress gibt. Zunächst gibt es die Plenen an drei Vormittagen, in denen sich die Teilnehmer_innen in wenigen Veranstaltungen konzentrieren. Für die Plenen gibt es Call for Papers, welche mittlerweile bereits in der *Soziologie* veröffentlicht wurden. Auf diese bewirbt man sich ganz klassisch mit einem Abstract. In den insgesamt neun Plenen gibt es jeweils eine kurze Einführung zum Thema und circa vier bis fünf Plätze, um die ein Wettbewerb stattfindet, sodass die besten Beiträge ausgewählt werden.

Das zweite Format findet an den Nachmittagen und am Freitag statt. Dies sind die speziellen Sektionsveranstaltungen,

von denen die Sektionen im Laufe der Woche zwei Veranstaltungen durchführen dürfen. Und dann gibt es die Ad-Hoc-Gruppen. Dabei handelt es sich um Wissenschaftler_innen, die sich für die Dauer des Kongresses zusammentun, um dort eine Veranstaltung zu organisieren. Während in den anderen beiden Formaten Vorträge ausgeschrieben werden, auf die man sich bewerben kann, bewerben sich die Ad-Hoc-Gruppen mit einem selbst aufgestellten Programm.

Gibt es Platz für studentische Initiativen?

Oh ja! Bei den letzten Kongressen hat es auch immer Studierende gegeben,

die Ad-Hoc-Gruppen beantragt und durchgeführt haben. Auf diesem Weg lade ich hiermit alle interessierten Studierenden ein, diese Chance zu nutzen. Bei diesem Format war es bisher meistens so, dass sich die Grup-

pen inhaltlich mit den Themen Studium, Lehre, Hochschulorganisation oder Didaktik beschäftigt haben. Aber das ist keineswegs vorgeschrieben. Studierende können genauso eine Ad-Hoc-Gruppe zu ganz klassischen, fachwissenschaftlichen Themen beantragen. Also: herzlich willkommen.

Bei den letzten Kongressen hat es auch immer Studierende gegeben, die Ad-Hoc-Gruppen beantragt und durchgeführt haben.

Wie kritisch muss ein Beitrag sein – oder wie kritisch darf ein Beitrag sein?

Die Maßstäbe werden von der einen oder anderen Person sicherlich unterschiedlich gesetzt. Aber ich glaube nicht, dass Beiträge zu kritisch sein können. Woran man sich halten muss, sind die Regeln der Wissenschaftlichkeit sowie die thematische Relevanz und Aktualität. Wenn der Beitrag einen Begriff, ein Konzept oder die Soziologie selbst kritisch in den Blick nimmt, dürfte das für gewöhnlich kein Hinderungsgrund für eine Auswahl sein, solange wissenschaftlich argumentiert wird.

Im kommenden Oktober findet der nächste Soziologiekongress statt. Wie weit sind die Vorbereitungen? Gibt es schon einige Hinweise darauf, wen wir erwarten dürfen?

Da gibt es nicht nur ein oder zwei, sondern gleich eine ganze Reihe Namen zu nennen: Michele Lamont, Bettina Heintz, Randall Collins, Susanne Baer halten jeweils Mittags- oder Abendvorlesungen. Gesine Schwan wird den Eröffnungsvortrag halten. Daneben dürfen wir uns auf Zygmunt Bauman freuen, den wahrscheinlich bedeutendsten polnischen Soziologen der Nachkriegszeit.

Zudem haben wir inzwischen auch das Rahmenprogramm festgezurr.

Wie entstand überhaupt das diesjährige Kongressthema? Gibt es da mehrere Vorschläge oder entscheidet der Vorstand die Themenwahl?

Sobald sich ein Institut in Deutschland bereit erklärt, den Soziologiekongress zu organisieren, beginnt die Themensuche. Dieses Jahr in Trier wird der Standort für den Kongress 2016 bekannt gegeben. Das Thema wird also gut zwei Jahre vor dem Kongress diskutiert und entschieden. Das lokale Organisationsteam, in

diesem Fall die Trierer Kolleg_innen um Martin Endreß, unterbreitet dann der DGS einen Vorschlag für das Kongress-thema. Die Initiative geht also von

den lokalen Organisator_innen aus, die den Kongress letztlich ja auch planen und umsetzen müssen. Da wäre es etwas schräg, wenn der DGS-Vorstand das Thema vorschreiben würde.

Der Vorschlag des Krisenthemas war also die Idee der Trierer Kolleg_innen. Die Frage, die wir uns gemeinsam gestellt haben, war dann: „...Krise... noch ein Kongress zur Krise,... ist da nicht vielleicht schon alles gesagt? Kann man zur Krise noch irgendetwas sagen, das

Daneben dürfen wir uns auf Zygmunt Bauman freuen, den wahrscheinlich bedeutendsten polnischen Soziologen der Nachkriegszeit.

nicht schon anderweitig in Feuilletons oder Kongressen beleuchtet wurde?“ So hatte zum Beispiel die Österreichische Gesellschaft für Soziologie bereits zum Krisenthema eingeladen und generell fanden sich viele Kongresse zu der Thematik.

Das Organisationsteam in Trier schlug daher vor, statt einfach nach „der Krise“ zu fragen, die Ausrichtung auf Krisen und Routinen bzw. das Brechen von Routinen durch krisenhafte Phänomene und Erscheinungen zu thematisieren. Aber auch gleichzeitig die derzeitige Krisenkonstellation selbst nach einem routinehaften Ablauf- und Verhaltensmuster zu untersuchen.

Die momentan zu beobachtende anhaltende Präsenz des Krisenbegriffs in der Gesellschaft kann dabei als Indikator gesehen werden, dass die Krise zu einer „strukturellen Signatur der Neuzeit“ geworden ist und damit zur Routine – wie es Reinhart Koselleck ausdrückt.

Hui, das ging jetzt ganz schön schnell. Können Sie uns vielleicht zuerst erklären, was wir unter dem Begriff „Krise“ überhaupt verstehen können?

Generell spricht man von Krise, wenn eine schnelle Veränderung oder ein grundlegender Wandel stattfindet. Speziell im soziologischen Kontext wird der Begriff dann genutzt, wenn sich soziale

Systeme rapide wandeln und einen Umbruch im gesellschaftlichen Zusammenleben hervorrufen. In erster Linie ist eine Krise also eine Erschütterung der Normalität.

Sind Krisen dann generell etwas Negatives? Oder stimmt es, dass wir jede Krise als Chance nutzen sollten?

Weder noch. Krisen sind weder notwendig noch ausschließlich als Katastrophe zu begreifen. Niedergang, Auflösung oder Untergang sind nicht immer die Folge. Krisen sind als Transformations-

In erster Linie ist eine Krise also eine Erschütterung der Normalität.

prozesse ebenso in ihrer Produktivität zu begreifen. Krisenszenarien schaffen Momente, in

denen ein ambivalentes Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität entsteht und sich die Möglichkeit für etwas Neues auftut. Krisen sollten daher vor allem als das begriffen werden, was sie sind: Konstellationen oder Phänomene, die schon die Pfadabhängigkeiten für zukünftige Entwicklungen beinhalten.

Sie sprechen von Transformationsprozessen und Wandel. Wo sind die Unterschiede zur Krise?

Sozialer Wandel und Krise sind hier nicht synonym zu verwenden. Sozialer Wandel findet ständig statt, jederzeit. Nur eben auf einem Niveau, welches wir

nicht als Erschütterung unserer Normalität betrachten. Krisen haben jedoch immer etwas Akutes, Rapides an sich, wo Gewohntes erschüttert wird.

Es heißt, wir leben in Krisenzeiten. Welche Krisen bestehen überhaupt?

Sagen wir so: Es mangelt derzeit nicht an Krisendiagnosen und -szenarien. Wir sprechen hier auf der einen Seite über Makrophänomene, wie die Finanz-, Schulden- und Staatskrise in einigen Teilen Europas. Daneben finden wir die Krise der Rentensysteme und alternden Gesellschaft oder Probleme auf der Mesoebene von

Organisationen, etwa Betrieben oder Parteien. Aber auch die Krise der Demokratie finden wir in den Diskursen, gewissermaßen als eine Systemkrise. Schließlich ist das Subjekt auf der Mikroebene selbst nicht ausgeschlossen von der Krisendiagnostik, sodass wir auch hier biografische Krisen oder die Krise des Selbst finden.

Sind diese Krisen miteinander verbunden?

Sicherlich besteht hier eine Verbindung zwischen den Erscheinungen. Nehmen wir das Beispiel Spanien: Durch das Platzen der Immobilienblase und der darauf folgenden Bankenkrise ist das Land

Kriminalisierung von Armut



Loïc Wacquant
Bestrafen der Armen

Zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit

2., durchgesehene Auflage 2013.
359 Seiten. Kart.
36,00 € (D), 37,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-0121-6



Verlag Barbara Budrich • Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •
info@budrich.de
www.budrich-verlag.de

in eine tiefe ökonomische Problemlage gerutscht. Die Optionslosigkeit der Regierung führte zu einem Verlust des Vertrauens in das demokratische System und zu einer Regierungskrise. Gleichzeitig sind viele Menschen in Griechenland durch die Krise arbeitslos geworden, was die Abhängigkeit auch von familiären Versorgungsstrukturen und den Verlust materiellen Wohlstands mit sich bringt. Eine Krise kann sich also bis zum Subjekt durch die Gesellschaft ziehen.

Bei so viel Krise, wie verhält es sich da eigentlich: Leben wir heute in krisenreicheren Zeiten als früher, sagen wir vor 40 Jahren?

Das ist eine sehr gute Frage. Ich erinnere mich an eine ähnliche Debatte, als es damals um Ulrich Becks Werk zur Risikogesellschaft ging. Dort wurde diskutiert, ob die Menschen nicht schon immer Risiken ausgesetzt waren. Ähnlich ist es mit dem Krisenbegriff auch. Die Frage danach, ob wir in krisenreicheren Zeiten leben, stellt sich also auch in der Perspektive, ob wir es nicht viel eher mit einer erhöhten Krisenwahrnehmung zu tun haben. Und es gestaltet sich hier durchaus ambivalent, dass sich der subjektive Eindruck der Außeralltäglichkeit der eigentlichen Krisensituation an

der objektiven Alltäglichkeit bricht. Die öffentliche Dauerpräsenz des Themas verwandelt damit die Krise der Routine in die Routine der Krise – und damit zu einem lohnenden Ansatzpunkt für die Soziologie.

Das anhaltende Krisenbewusstsein hat hier womöglich längst zu einer Wahrnehmungskrise geführt: nämlich, dass bei der allgegenwärtigen Krisenrhetorik die tatsächlichen Gefahren verkannt bleiben.

Die öffentliche Dauerpräsenz des Themas verwandelt damit die Krise der Routine in die Routine der Krise – und damit zu einem lohnenden Ansatzpunkt für die Soziologie.

Ist damit das Konzept der Krise denn noch haltbar?

Zugegeben, der Begriff ist in der Soziologie nur schwach ausgeleuchtet und die

Gefahr ist groß, dass er sich durch die häufigen Krisenzuschreibungen abnutzt und das Konzept unbestimmbar macht. Das ist auch etwas, was auf dem Kongress diskutiert werden soll. Die analytische Trennschärfe der Krisenbegrifflichkeit lässt sich nur dann verbessern, wenn die Disziplin die als krisenhaft bezeichneten Situationen empirisch ausleuchtet und daraus vergleichende Perspektiven herausarbeitet, um so Besonderheiten oder Verläufe aufzudecken.

Sie sagen, der Krisenbegriff ist in unserem Leben so allgegenwärtig. Woher kommt

das? Werden die Krise bzw. der Krisenbegriff mit seiner ständigen Herausbeschwörung instrumentalisiert?

Nun, dass Begriffe und Konzepte ideell oder politisch beladen sind, findet sich immer wieder. Betrachten wir zum Beispiel den Begriff der Konjunktur: Dieser taucht wiederholt in Argumentationen um Wirtschaftswachstum auf und wird für politische Zwecke genutzt. Die Verwendung von Begriffen auf einer politischen Ebene ist geläufig. Aber ich glaube nicht, dass es hier bestimmte Gruppen gibt, die das Konzept der Krise bzw. den Begriff prägen oder zumindest bewusst instrumentalisieren, um daraus einen Vorteil zu schlagen. Nehmen wir das Beispiel einer subjektiven Krise: Es ist eher unwahrscheinlich, dass der Bundesverband der Psychologen und Therapeuten diesen Begriff instrumentalisiert, um mehr Kundschaft zu bekommen.

Wann ist denn überhaupt eine Krise beendet?

Das kommt ganz darauf an, welchen Maßstab man einerseits an die Krise und andererseits an die Lösung des Problems anlegt. Ein einfaches Beispiel: Eines der Institute für Wirtschaftsforschung sagt ein geringes Wirtschaftswachstum voraus, welches sich zu einer Konjunkturkrise ausweiten könnte. Hierbei spielen vor allem die messbaren Faktoren eine Rolle – denn die Krise definiert sich

über ihre Abbildbarkeit –, in dem Fall der Konjunktur zum Beispiel durch Umsatzzahlen oder Gewinnerwartungen. Sobald sich diese messbaren Faktoren ändern und in einen Rahmen zurückkehren, der nicht mehr als „krisenhaft“ definiert wird, kann die akute Krise als beendet betrachtet werden. Generell muss also von einer gesellschaftlichen Instanz ausgegangen oder in einem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess eine Faktorenkonstellation festgelegt werden, die als nicht mehr krisenhaft definiert wird. Damit verläuft der Diskurs auf einer normativen Ebene.

Nehmen wir ein anderes praktisches Beispiel, an dem dieser Prozess deutlich wird: eine Partnerschaftskrise. Wie sieht das Ende einer solchen Krise aus? Hier gibt es durchaus mehrere Möglichkeiten, die eine Krise beenden. So kann sie dadurch beendet werden, dass man nicht mehr miteinander spricht und sich daher nicht mehr streitet. Oder die Krise findet ihren „messbaren Faktor“ darin, dass man wieder miteinander schläft. Oder gar sich voneinander trennt. Sie sehen also, dass der Lösungsrahmen hier sozial und situativ konstruiert wird. Dies steht für die Krisen, denen wir derzeit gegenüberstehen, noch aus.

Welche Rolle nimmt die Soziologie in diesem Diskurs ein?

Die Soziologie ist historisch eng mit der Krise und gesellschaftlichen Wandlungs-

prozessen verbunden. Ihre disziplinäre Entstehung gegen Ende des 19. Jahrhunderts steht in direkter Verbindung zu den damaligen gesellschaftlichen Veränderungen. Die Soziologie versuchte schon immer, gesellschaftliche Veränderungen zu deuten und manchmal auch vorherzusagen, und durch den Austausch zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft gelangt soziologisches Wissen stets in das öffentliche Bewusstsein. Somit nimmt die Soziologie direkt an dem gesellschaftlichen Geschehen teil.

16

Tut die Soziologie derzeit genug im Rahmen einer Krisenwissenschaft?

Auch hier gilt: Der diesjährige Soziologiekongress lädt dazu ein, dies zu fragen. Es ist jedoch tatsächlich zu beobachten – wie bereits angemerkt –, dass systematische Untersuchungen des Krisenbegriffs durch die Soziologie selbst derzeit noch ausstehen. Es fehlt eine klare Eingrenzung, worauf der Krisenbegriff angewendet werden kann und welche Konstellationen als krisenhaft angesehen werden können. Was wir brauchen, ist eine Systematisierung des Begriffs, um ihn besser empirisch nutzen zu können und die unterschiedlichen Krisen zu vergleichen. Daneben wollen wir jedoch auf dem

Kongress auch über die Interdisziplinarität der Soziologie sprechen, da Anknüpfungspunkte an andere Wissenschaften durchaus förderlich für die Disziplin sein können.

Und wie verhält es sich mit der Soziologie als Sprachrohr? Man bekommt den Eindruck, dass die Soziologie sich teils entpolitisiert und zum Beispiel während der Zeit der 68er stärker eingemischt hat.

Das sehe ich nicht so. Ich sehe heute viele, insbesondere unter dem wissenschaftlichen Nachwuchs, die sich aktiv einmischen. Soziologie sollte sich nicht unter allen Umständen als werturteilsfreie Wissenschaft verstehen. Und auch

wenn die Soziologie in den 1960er Jahren oft als Leitwissenschaft stilisiert wurde, war die Realität natürlich komplexer. Nicht jede/r Soziolog_in

Soziologie sollte sich nicht unter allen Umständen als werturteilsfreie Wissenschaft verstehen.

war Marxist_in. Ich würde sogar behaupten, dass in dieser Zeit sich eher eine Minderheit von Soziolog_innen wirklich aktiv eingemischt hat.

Heute ist es mit vielen soziologischen Begriffen und Analysen so, dass sie stark durch Politik und Medien in die Gesellschaft diffundieren. Die Öffentlichkeit ist daher, anders als noch vor 50 Jahren, immer stärker mit soziologischem Wissen versorgt und kann auf dieses zurück-

Das bedeutet, dass wir unsere scheinbar bloß private Krise danach befragen sollten, inwieweit diese Krise durch soziale Erwartungen und durch uns umgebende gesellschaftliche Prozesse von anderen mit produziert und ausgelöst wird.

greifen. Somit besitzt die Soziologie sehr wohl die Funktion eines Sprachrohrs.

Bei so viel Krise, sollte man sich da einschüchtern lassen? Wie sollte man auf eine Krise reagieren? Gerade die „Krise des Selbst“ im Zeichen von Selbstoptimierung für den Arbeitsmarkt macht vielen Studierenden zu schaffen – was ist Ihr Rat?

Ich bin eigentlich nicht in einer Position, um gute Ratschläge zur Lebensführung zu geben. Jeder von uns steht hin und wieder vor einer schwierigen Phase. Seien es Prüfungen, Stress mit dem/der Partner_in, die Angst vor der Arbeitslosigkeit nach dem Studium oder generelle Zukunftsängste. Natürlich ist es schwer, in den kritischen Momenten einen klaren Kopf zu bewahren und oftmals hilft erst einmal nur ein „Augen zu und durch“. Wichtig scheint mir jedoch zu sein, nach – oder, wenn möglich, während – einer solchen Phase auch die soziale Konstruktion und Konstitution der Ängste und der durchlebten Krise zu hinterfragen. Das bedeutet, dass wir unsere scheinbar bloß private Krise danach befragen sollten, inwieweit diese Krise durch soziale Er-

wartungen und durch uns umgebende gesellschaftliche Prozesse von anderen mit produziert und ausgelöst wird. Wenn wir es schaffen können, die sozialen Kontexte unserer eigenen Krisen zu erkennen, können wir auch die individuelle Bedeutung einer Krise problematisieren und gegebenenfalls feststellen, dass das eigentliche Problem nicht im Selbst zu suchen ist, sondern sich mitunter aus Erwartungshaltungen anderer oder gesellschaftlichen Normierungen entwickelt. Durch diese Reflexion können wir möglicherweise Krisen verstehen, entschärfen und daraus lernen. Vor allem für Studierende der Soziologie sollte dies eine lohnende und erhellende Übung sein, um ihr Fachwissen praktisch anzuwenden.

Ein Rat, den sich sicherlich viele Studierende zu Herzen nehmen werden. Herzlichen Dank für dieses Interview.

INTERVIEW:

Das Interview wurde geführt von **Claas Pollmanns und Benjamin Köhler**, Mitglieder der Soziologiemagazin-Redaktion.